

Die Welt der Frau

Beilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 6.

Posen, den 20. März

1927

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen,
Vergebens werden ungezwungene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich insammelnaffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.
Goethe.

Gemüt ist mehr als Geist, denn das Gemüt besteht
Als Wurzel, wenn der Geist wie Blütenstaub vergeht.
Rückert.

Die unmoderne Natur.

Von Dr. Anna Pietrowski.

Es läßt sich nicht länger übersehen: die Natur ist aus der Mode gekommen. Natur und Naturgefühl sind abgelöst von Technik, Sport und Hygiene, sind ein überwundener Standpunkt, den man nicht mehr trägt. Wer hätte vor 90 Jahren einem Menschen von einiger Bildung zugutragen gewagt, daß er kein Naturgefühl besitze? Nur ein Rohling hätte diese Unterstellung hingegenommen, jeder Gesittete hätte sich dagegen verwahrt. Heute ist es das einzige Normale und Schöne, und der Naturschwärmer wird als komische Figur belächelt, so wie man eben die vereinzelten Ueberreste der Mode von vorgestern zu belächeln pflegt.

Wer könnte sich jetzt noch damit aufhalten, sich in die Reize der Natur zu versenken und sie um ihrer selbst willen zu lieben? Heute ist die Natur Requisite und Schauplatz für den Sport geworden. Das Meer ist dazu da, daß man Schwimmbörde darin aufstellt, das weite Wiesenland zum Golfspiel und die Berge zum Skilaufen. Auf der Waldschaufler, wo man früher einmal der Sonne entgegenwanderte, überbönt das ratternde, fauchende Auto Vogelstimmen und Blätterrauschen, und der Himmel, wo einst sich der Blick im Blau verlieren konnte, wimmelt vom Flugzeugwettbewerb.

Der größte Teil der Generation, die jetzt herangewachsen ist, kennt das Naturerlebnis nicht mehr: die reine Freude an Baum und Blute, am Wehen der Luft, dem Rieseln des Wasser, Flimmern des Lichts, die Einfühlung in die Landschaft, das Zusammenhängen von Natur- und Seelenstimmung, das Aufgehen im weiten All. Der große Pan ist abgekehrt. Die Jugend hat andere Götter und andere Freuden. Sie erlebt die Wunder der Technik. Sie hat das Radio, den Kintop, den Fußball und das Jazzband. Lärm und Bewegung, Motor, Motor und Betrieb sind die Grundlagen ihres neuen Lebensgefühls. Sie kennt nicht mehr das Schweigen im Wald, die Mittagsstunde im Korn, die Traumsommernacht.

Mehr als 150 Jahre lang ist die Natur unseren tiefsten Gefühlen verbunden gewesen, und kein wohlgeartetes Gemüt hätte sich ihrem Zauber entziehen mögen. Seit im 18. Jahrhundert die Erweckung des modernen Naturgefühls erfolgte, hat man ohne dieses nicht leben und nicht lieben können. Eigentlich hatten es die Engländer aufgebracht, die jetzt wieder den Sport aufgebracht haben. Aber sein anerkannter Prophet ist Rousseau geworden; an seinen Namen knüpft sich das Lösungswort von der Rückkehr zur Natur, und er galt als der Befreier aus dem Zwange zopfiger Manier, den launischen Verschönerungen einer Kultur, in die Natur nur in herkömmlichen Wendungen oder mythologisch-galanten Floskeln hineinragte. Der Weg war gewiesen, und die Ära einer neuen Seelenstimmung, das Zeitalter der Empfindsamkeit, stürzte sich mit überfließenden Gefühlen und strömenden Tränen der Nüchternheit an den Busen der Natur; man suchte in ihre Einsamkeit und schweigt in der Unschuld und Reinheit, die aus Wald und Feld zu wehen scheinen. In zärtlichen Umarmungen, Tränen vergießend und Küsse tausend, betrachtet man den Wang der Abendröte und den sanften Schimmer des Mondes; elegisch schwärmend wandelt man im Eichenhain, wo man sich

ewige Liebe und Freundschaft schwört. In seliger Ergriffenheit geht man im Lenz auf Blütengebirgen, und das Auge fließt von Tränen über beim Anblick der umkränzten Hügel, des Weichens im Grase oder des Silberquells.

Als man sich endlich ausgeweint hatte und weniger umflorten Blickes um sich sah, erfaßte man die Erhabenheit des Wilden und Großartigen in der Natur. Man suchte sie dort, wo sie frei und unberührt oder in Aufruhr und Erregung ist, und es beginnt das romantische Umherschweifen im Wäldchen, auf Bergeshöhen, am schwindelnden Abgrund im Nebelmeer, zwischen dräuenden Felsen und stürzenden Gießbächen, in ahnungsvoller Sehnsucht oder träumendem Versenken und Zerfließen in der Naturstimmung. Die mondbeglänzte Zaubernacht und die Waldesinsamkeit sind Grundakkorde in der Lebensmelodie der Romantik.

Besänftigten Gefühls und hellen Auges blickt das Wiedermeier in eine idyllisch-heitere Natur; es flücht Vergißmännchenkränze am murmelnden Bächlein, es pflückt die Rose und sticht sie naturgetreu in Wolle auf Stramin, es zieht mit dem Wanderstab in der Hand durch freundliche Hügelandschaft in der Morgensonne oder schaut von der Postkutsche aus in Gottes schöne Welt.

Die nachmärzliche Gartenlaubensille hat die Poesie der märkischen Landschaft entdeckt, die stille, ernste Poesie der hohen Tiefsen und stillen Seen, den Zauber der blühenden Heide, des einsamen Meeresstrandes. Gleichwohl ging ihr Gefühl allmählich mehr in die Breite als in die Tiefe, und wir finden schließlich das Uebergreifen jener epigonenhaften Mischung aller Stilarten, wo man bald fromm, bald jahn-romantisch oder leicht sentimental der Natur gegenübertrat, indem entweder der liebe Gott durch den Wald geht, oder man im Wald zu zweien gehen muß, wenn der Tau in den Gräsern der Nacht blinkt oder die Finken schlagen; der Lenz ist da. Man zieht mit Kind und Regelverein ins Grüne und singt dabei vierstimmig: „Ich bin allein auf weiter Flur“, oder man steht durch Buchenscheiden auf ein Gärtchen, in dem bunte Glaslugeln auf Pfählen wachsen und riesenhafte Fliegenpilze von bemaltem Gips aus dem Grase lugen.

Durch den Impressionismus ist diesem ganzen gut gemeinten Aufspiz ein Ende gemacht worden, und nun wird man der Natur ganz nahe und vertraut; ohne alle konventionelle Haltung, ohne Vergleiche, Wertungen, Apostrophen läßt man sich überschwemmen von Farbe, Licht und Tönen, trinkt man die Stimmung der Landschaft ohne Kommentare. Man fühlt nur: es senkt sich die Nacht — kühle Winde, blasse Sterne. Man geht am lila Aalefeld vorbei. Man hört: Flußabwärts singt eine Nachtigall. Nichts weiter. Die Natur ist nicht mehr Mutter, Freundin, Geliebte, Trost und Zuflucht, sie ist Lebenselement. Es war der Höhepunkt des Eindringens in die Natur, und ihm folgte der Abstieg mit der Geschwindigkeit, die dem Tempo unserer Zeit entspricht.

Die Wandervogelbewegung war die letzte Neuauferung des Naturgefühls und zugleich, durch ihre Verbindung mit Spiel und Geselligkeit, schon der Uebergang zum Sport. Geräuschlose Einfühlung, das wesentliche Merkmal früherer Naturbeseelung, gab es darin kaum mehr.

Jetzt schätzt man die Natur noch als gesundheitliche Einrichtung und züchtet sie deshalb als Grünanlage inmitten der Großstädte und als Siedlung oder Gartenstadt in den Vororten. „Wozu brauchen wir die Natur, wo wir die schönen Anlagen haben?“ sagte jemand. Nein, man braucht sie nicht mehr, und man macht sich auch nichts mehr daraus; man braucht die poetische Einsamkeit in Wald und Tal und Höhen nicht mehr, denn man lebt gern im profaischen Lebenslärm und im Saufen der geschäftigen Welt, und ebensogut wie einst unter der blühenden Linde oder zwischen Roggenfeld und Hecken lebt es sich heut auf dem Motorrad, im Kino und im Tanzcafé.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Tristen, ihr traulich stillen Täler, eure Tage sind gezählt. Man wird euch umarbeiten zu Grünanlagen, zu Fußballplätzen, zu Stadien, zu Flughäfen, zu Autostraßen. Staubwolken und Benzingeruch werden wie Opferrauch zum Himmel steigen; das Rattern, Fauchen und Heulen von Propellern und Motoren wird eure Stille töten, das Gift der Auspuffgase eure Farben bleichen. Die Alten von heute werden euch bitter betrauern. Aber für die Neuen seid ihr erdarmungslos erledigt. Ihr seid aus der Mode gekommen — es muß geschieden sein.

Beethoven-Legende.

Zu Beethovens 100. Todestag (26. März 1927).

Von Hans Gätgen.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Dezember des Jahres 1770.

Eine Woche vor Weihnachten.

Die Frau des Tenoristen Johann van Beethoven sah ihrer schwachen Stunde entgegen.

Und draußen lag der Schnee viele Fuß hoch.

Da aber die Nachbarn und Fremde um die Mutter und das Kind, das vor wenigen Augenblicken die Augen dem Lichte erschlossen hatte, herumstanden, ward an dem kleinen Fenster der Kammer ein Ton vernehmbar, als streiche der Fittich eines Vogels an die Scheibe.

Da man öffnete, schwebte eine Amsel herein, setzte sich, ohne der Menschen zu achten, zu Häupten von Mutter und Kind und begann ihr Lied.

Die Nachbarn und Freunde standen in Staunen und Furcht und vernahmen den Sang, der seltsam befriedend wie Orgelton in ihre Herzen klang.

Eine alte Frau aber sagte: „Wie dieses Vogels Sang heute, da Winterszeit ist, als ein Wunder in unsere Seelen dringt, so wird dieses Kind einst die Menschen emporheben aus der Dürre des Alltags in die Gefilde der Seligkeit.“

Keiner verstand die Worte der Alten, und sie lachten und wotteten ihrer.

Beethoven.

Nachfolgender Artikel ist dem soeben bei Max Hesses Verlag, Berlin W. 18, erscheinenden Bunde „Beethoven“ von August Palm entnommen und wurde uns lebenswürdigweise vom Verlage zur Verfügung gestellt.

Beethoven hatte seit seiner Uebersiedlung nach Wien, also seit seinen frühen Mannesjahren, kein Amt; er konnte sich seine Aufgabe stellen, wie er wollte, und er tat es, wie seine Anlage, das Gesetz, nach dem er angetreten, es verlangte. Er war der erste vollkommen selbständige deutsche Komponist höchsten Ranges. Seine unmittelbaren Vorgänger Haydn und Mozart schufen zwar vieles aus freiem Antrieb, und auch Beethoven umgekehrt manches auf Bestellung oder Wunsch; dennoch kann man etwa sagen, daß das Verhältnis von freiem und bedingtem Schaffen bei ihm das umgekehrte war wie bei Haydn und Mozart. Und selbst wenn es so nicht ganz zutrifft, so lebte Beethoven doch seiner Aufgabe völlig ohne Druck, ja auch ohne materiellen Druck. Was er schrieb, fand seinen Weg in die Öffentlichkeit, und Beethoven wußte zum voraus, daß er einen Verleger dafür finden und daß dieser Verleger ihn honorieren werde. Um seine Missa solennis, die gewiß dem Händler keine Aussicht auf großen Absatz bot, und die auch heute den Ausführenden große Schwierigkeiten macht, bewarben sich sechs Verlage; einem siebenen hat er sie dann übergeben. Und das war zu einer Zeit, wo man mit ihm nicht mehr so bereitwillig ging wie vorher! Das Honorar pflegte Beethoven selbst zu bestimmen, und zwar, nach damaligen Verhältnissen und rein äußerlich und geschäftlich betrachtet, nicht allzu bescheiden. Er konnte also von seinen Kompositionen leben, und das ganz ohne Kompromisse, ohne Rücksicht auf das, was der Kaufmann die Gangbarkeit des Artikels nennt. Das war schon etwas; die Hauptfrage aber scheint mir dabei der Anstand, daß ihm das Anhängen und Hüten seiner Manuskripte erspart war, daß er ohne die Sorge um seine früheren Schöpfungen immer seinen neuen Kompositionen nachgehen konnte. Solches Glück war vor ihm keinem der namhaften Komponisten beschieden, nach ihm meines Wissens nur Schumann und Brahms, und vielleicht wäre es Schubert beschieden gewesen, hätte er länger gelebt.

Schrieb nun also Beethoven im ganzen nur das, was er von sich aus schreiben wollte — denn gewiß hätte er Aufträge, die ihm nicht paßten, einfach nicht angenommen —, stellte er sich somit seine Aufgaben durchaus selbst: wie standen diese dann zu dem sogenannten Leben? Daß die Zeit, in der er lebte und wirkte, noch eine Kulturzeit gewesen wäre, wird man kaum zu behaupten wagen. Es gab da noch Kulturreise, Exzitationen; so in der katholischen Kirche, von der sich Beethoven aber fern hielt; so auch, in anderer Weise, in den Kreisen des Adels, die ihn begierig zu sich heranzogen und von denen er selbst sich auch im ganzen willig und vielleicht sogar mit etwas wie Dankbarkeit heranziehen ließ; es ist möglich, daß Beethovens Instinkt es verspürt hat, wie in dieser, wenn auch schon etwas herblichlichen Kulturluft etwas wie ein Erlaß für die Frühlingluft einer Kultur zu finden war, die der Entfaltung einer Kunst vomüden ist.

Gewiß nun hat der Beethoven, der in den Solreen der adligen Familien spielte, wahrscheinlich meistens improvisiert, nicht für den Adel geschrieben — trotz der vielen Widmungen an Adlige, die er uns zu lesen gibt. Ich habe wenigstens den Eindruck, daß er beim Komponieren an die Menschen, denen er dann die fertige Komposition widmete, entweder gar nicht oder bald nicht mehr gedacht hat; wovon ich freilich Einzelnes annehme, so z. B. die Lebenssonate.

Wer heute eine auch nur einigermaßen achtbare Klavierschule erwerben will, könnte an Beethovens Werken für Klavier, auch abgesehen von ihrem musikalischen Wert nicht mehr vorbei; sie haben dem ganzen Klavierspiel überhaupt ein neues Gepräge gegeben, und dieses besteht, alles in allem genommen, heute noch. Aber niemand wird denken, Beethoven habe Klavierspieler erziehen wollen. Beethoven wußte, daß außer ihm nur sehr we-

nige seine Sachen spielen konnten, die ja auch heute noch als idiosyncratisch gelten; und für diejenigen gerade, denen er sie widmete, werden sie in den seltensten Fällen spielbar gewesen sein. Beethoven hat sicherlich seine Klavierschule zunächst als von sich selbst gespielt gedacht und manche von ihnen ausdrücklich für seine Konzerte geschrieben. Er hatte noch den natürlichen Musiker-Standpunkt und Musiker-Charme, selbst auch Virtuose zu sein; er kam nach Wien in der Absicht, dort als Klavierspieler zu erzellieren und allen Rivalen über den Kopf zu wachsen. Die Fingerringen, die sich unter seinen Notizen erhalten haben, mögen ja zum Teil für den Unterricht bestimmt gewesen sein; in der Hauptsache wird er sie für sich selbst aufgeschrieben haben. Es heißt, Beethoven habe einmal eine Klavierschule zu schreiben geplant. Auch wenn das wahr ist — bezeichnender als dieser Plan selbst wäre doch eben das, daß er ihn nicht ausgeführt hat!

Die Missa solennis galt nicht einer liturgischen Handlung; sie wäre für jede der vorhandenen Kirchen kultisch unbrauchbar. Man pflegt zu sagen, sie sei Beethovens ganz persönliche Auseinandersetzung mit dem alten ehrwürdigen Text, dessen Gehalt er nach seinem eigenen Weltbild aufgefaßt und also verändert habe.

Für wen hat er dann geschrieben? Die einfachste Antwort: Wenn nicht für eine Kultur oder aus einer allgemeinen Kultur heraus; wenn nicht für den Gebrauch oder für bestimmte Bedürfnisse; wenn nicht den Menschen zum Wohle; dann eben für sich selbst — diese Antwort dürfen wir doch nicht hingelassen lassen. Beethoven wußte sich durchaus als einen Beauftragten, als Propheten. Er schuf für den Geist der Musik; für den Geist, der Musik will!

Somit hätte er Part pour Part gepflegt? Somit wäre Beethoven dennoch selbst auch — Literat? Und dann vielleicht der Erstling der eigentlichen und wirklichen Literaten der Musik? Dazu würde ich ohne Bedenken ja sagen! Doch nicht, ohne einen großen und tiefen Unterschied zu bedenken zu geben. Es ist nämlich ein anderes, wenn Literatur entsteht, als wenn sie wie etwas Selbstverständliches aus Gewohnheit mit dem Recht und Bedagen der Wohnheit gepflegt, oder sagen wir hier besser: getrieben wird. Da Beethoven die musikalische Literatur als ein neues Wesen erkand, wagte, befahl, durchsetzte, herrisch hinstellte: da war es etwas wie der faustische Seelenzög:

Einmal noch mit Kraft geschoben,

Mit den Schultern hob gehoben!

So gelangen wir nach oben,

Wo uns alles weichen muß.

Der Schandfleck.

In einem künzigen Armleutegarien sitzt der Knirps munter-leerloslein zwischen zwei angekränkelten Salatköpfen. Er fühlt sich wohnig geborgen in seinem Eckstuhlwinkel, die beiden Salatköpfe dünken ihm mächtige, unübersteigbare Schutzwälle, und der kleine Garten scheint ihm ein Urwald an Ausdehnung, Wundern und Gefahren. O ja, Gefahren! Eben erst der riesengroße Wurm, der so schnell lief . . . Aber hier, im Salat ist Sicherheit, da kann man ruhig spielen.

Mit wahren Hochgenuß wühlt der Knirps in der braunen, feuchten Erde. Die molligen Kinderhände haben eine Lehmkruke und das Gesicht zeigt wunderbare Tätowierungen aus Erde, Tränenbuxen, Marmelade und einem überfließenden Näschen. Schön ist der Knirps nicht, auch wenn er einmal ausnahmsweise gewaschen ist. Er ist kaum dreijährig, sein Gesichtchen ist schmal und kummervoll, das Paar struppig rot, die kleine Figur armselig, ungepflegt und kummbeinig. Nur die großen Blauaugen sind selten schön, aber unkinlich tief und ernst.

Er heißt „Knirps“, der keine Proletarier, sicher hat er einen Kaufmann, aber er hat ihn nie gehört. Die Großeltern lieben ihn nicht, weil er ein Schandfleck ist, und die Mutter ist den ganzen Tag fort, sie macht sich auch nicht viel aus dem Knirps. Einen Vater kennt er nicht. Seine weltfremde kleine Seele, die niemand leitet, hält die Menschen ihrer Umgebung für große gefährliche Tiere, denen sie wehlos wie ein kleines Haustier ausgeliefert ist.

Die Mutter schimpft, die Großmutter füttert und pufft ihn und der Großvater verkauft den Knirps. Das sind die drei Menschen, mit denen er zusammenlebt, drinnen in dem arafeligen Hause. Aber draußen im Garten ist es schön. Hier ist der Knirps allein, und alles ist so groß und weit und hell — und so hoch, so hoch . . . Man steht keinem im Wege, wird nicht gekniffen, es gibt hier keine Katastrophen wie drinnen, wo man so leicht über Großvaters Fuß fällt oder etwas umstößt und für das alles läumliche Liebe bekommt. Und dann findet man hier so wunderhohes Spielzeug. Kieselsteine — Schneckenhäuschen — ein hunder Echerben — das, die Pracht! Manchmal kommt auch ein Schmetterling vorbei, oder man entdeckt irgend etwas ganz Kostbares, Glänzendes, Farbenprächtiges, unsagbare Dinge, Naturwunder.

Jetzt kräht der Knirps laut auf — eine riesige blaue Brummfliege hat sich direkt auf seine schmutzige kleine Nase gesetzt. Das war ein Erlebnis! Getrabbelt hat's! Nun brummt sie ihm ein paar mal um die Ohren, so laut! Und schließlich setzt sie sich auf seine Hand. Der Knirps hält den Atem an, um den seltenen Besuch nicht zu verpassen. Wie sie glänzt, die Brummfliege, und so haarig ist sie, und wie lange sie sitzen bleibt! Sie wird doch nicht beißen! Ganz große Augen macht der Knirps, es ist ungeheuer spannend — Gott sei Dank, nun ist sie fortgerummt, nicht mehr zu sehen. Er atmet den Luft nach — in fu. — Eine seltsame Sprache spricht der Knirps im Garten. Er summt, zwischert und flötet, trompetet unvermittelt einen hellen Fudger in die Welt, oder flüstert fremdartige Laut leise und zärtlich vor sich hin. —

Das armselige Erdensiedchen mit seinem Dusch Salatköpfen, her Sandvoll Wöhren und Bohnen zwischen vielem Ankraut ist ein

Paradies, dessen Wunder und Wonnen allem der Knirps fremd. Hier ist die Heimat seiner einsamen Kinderseele. Kein Obst, keine süßen Beeren wachsen da, und doch ist es ein Eden! Der Knirps ist nicht vernünftig. Er laut gedankenvoll ein wenig Erde, sie schmeckt nicht schlecht, aber sein Tierinstinkt läßt ihn nach besserer Kost suchen. Ein Gänseblümchen in Reichweite ist auch nicht das Nichtigste. Drüben irgendwo, das weiß der Knirps, stecken in der Erde die süßen Möhren, nur weiß er die Stelle nicht mehr genau. Also geht er auf die Suche. Sie lassen sich nicht finden, die Möhren, aber an einer feuchten Stelle in einer Hausede entdeckt der Knirps etwas ganz Wunderbares. Unter verwehendem Laub stehen auf kurzen biden Stielen kleine glänzende Hütlchen und Bällchen, so viele, so viele, ein ganzer Wald. Und die putzigen Männchen fragen gar an der Mauer empor, da, wo sie so schwer und feucht ist. Das gibt zu tun! Der Knirps spielt und plaudert, stopft ins Mäulchen und schluckt — Gut schmeckt es! —

Bis aus dem Hause das gellende Keifen einer Alweiberstimme erkönt. Da zuckt der Knirps zusammen und seine Kinderseele wird salzig. Nichtigste alle Sorgenfallen groben sich hinein, die Blauaugen haben plötzlich allen Glanz verloren und der kleine Mund wird schmerzhaft verzogen. Matt läßt der Knirps den Kopf hängen. Die Großmutter findet ihn in Krämpfen, mit zerdrückten Giftwurzeln in beiden Häufchen und in allen Taschen. Nach wenigen Stunden ist der Knirps tot. Die Menschen um die kleine Leiche wischen sich die Augen, anstandslos. Aber innerlich finden sie alle, daß diese Kränze des Schicksals ein Segen sei. — Der Schandfleck ist ausgeblüht!
Marie-Henriette Steil.

Sein oder Nichtsein . . .

Ein Dufkopff-Monolog.

Der wichtige Mitarbeiter der „Königsberger Hartungslagen Aka.“, der sich „Eperlingschlucker“ nennt, hat nachstehenden Hamlet-Monolog umgedichtet, so wie eine heutige Frau sprechen würde, falls sie Hamlet wäre:

Lang- oder Kurzschnitt? — Das ist die Frage:
Ob's edler im Gemüt, die Pfeile, Nadeln,
Matrizen selbst im Haar zu dulden, oder,
Sich waffnend gegen eine See von Fragen,
Durch einen einzigen Schnitt sie erben.
Abscheiden — zum Friseur geh'n — ach, nichts weiter!
Und wissen, daß ein Griff des schönen Mannes
Das Kopfwach und die tauenden Wlagen endet,
Die unfreies Fleisches Erbteil, — 's ist ein Ziel,
Kuß innigste zu wünschen. — Schneiden — reuen?
Neuen! Vielleicht auch jammern! — Ja, da liegt's:
Was nach dem Schnitt für Neue kommen mag,
Wenn wir die Last des Reiches abgeschüttelt, —
Das zwingt uns stillzusehn, das ist die Mühselig,
Die Hölle läßt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer extrüß' der Wähne Spott und Geißel,
Des falschen Wilhelm Druck, das Weibchagen,
Das jede Wäsche, jeder Tag bereitet,
Den Uebermut, die Kammern der Friseurin. —
Wenn er sich selbst den Frieden geben könnte
Mit einer Schere bloß? Wer trägt' die Lasten
Und schämt' und schämt' am Toiletentisch?
Nur daß die Kurze vor etwas nach der Zeit,
Die lange weiterwirkt, den Willen irrt,
Daß wir die Nebel, die wir haben, lieber
Ertragen als zu unbekanntem Flieh'n.
So macht Gewissen Feige aus uns allen!
Der angeborenen Farbe der Entschlebung
Wird des Gebankens Blässe angehängelt,
Und Unternehmungen, die 5 Mark umzig kosten,
Verlieren so der Handlung Namen.

Wir und die Dienstboten.

Katzenläge einer „praktischen“ Hausfrau.

(Nachdruck verboten.)

1. Vor allem biete deiner kommenden Donna einen Stuhl an, wenn du mit ihr über ein Engagement verhandeln willst; sei höflich und zuvorkommend, damit du einen guten Eindruck hervorzurufst!
2. Entschuldige dich bei ihr, daß du eine Fünf-Zimmer-Wohnung inne hast und sie nur eins davon bekommst!
3. Erkläre ihr deinen einfachen Mittagstisch, aber viele ihr gleichzeitig an, sich etwas Besseres zu kochen!
4. Gehalt wohl nach Uebereinkommen, aber keinesfalls weniger, als sie gerne möchte.
5. Der Bräutigam kann natürlich jederzeit kommen und sich warmes Essen geben lassen.
6. Einkäufe kann sie alle besorgen, nur die Sachen, die schwer zu tragen sind, besorge selbst!
7. Verlange nie, daß die Sache so oder so gemacht werden soll, denn das Mädchen weiß es ja doch in den meisten Fällen besser als du!
8. Laß dein Dienstmädchen ausschlafen; es ist sonst schlechter Laune, wenn es noch müde ist!
9. Zum Frühstück gib ihr reichlich Butter, du kannst ja Margarine essen!
10. Gönn' ihr ihre Mittagsruhe und störe sie nicht; wenn es inzwischen läutet, kann ja dein Mann öffnen.

11. Laß Gäste ein, damit das Mädchen Trinkgeld bekommt, du aber leiste in diesem Tage Doppeltes.

12. Gib ihr reichlich zu Weihnachten, vor allem hübsche Kleidung, gute Wäsche! Damit sie — wenn sie dir kurz nach Weihnachten kündigt — die neue Stellung recht nett und abreit antreten kann.

*

Zunahme des Rauchens bei den englischen Damen.

Die englischen Eisenbahnzüge hatten bisher, wie bei uns, besondere Abteile für Frauen, für Raucher, für Nichtraucher und für Reisende, die Hunde mit sich führten. Hierin soll jetzt eine Änderung eintreten. Es hat keinen Zweck mehr, so meinen die Eisenbahnbewirtschaftungen, besondere Damenabteilungen zu führen, denn es reizen mit den englischen Eisenbahnen so viele rauchende Damen, daß, um allen vier Kategorien — rauchende und nicht-rauchende Damen, sowie rauchende und nicht-rauchende Herren — Recht widerfahren zu lassen, noch ein besonderes Abteil müßte beschafft werden. Das ist aber zubiell des Guten. Es sollen nun die Damenabteile aufgehoben werden. Nichtrauchende Damen sollen sich in Zukunft mit Herren gleicher Auffassung im Abteil für Nichtraucher gegenseitig zusammensuchen. Und in den Raucherabteilen sollen nun beide Geschlechter vereinigt ihrer Liebhaberei nachgehen können.

Daß die englischen Damen in der Tat stark dem Tabak huldigen, ergibt sich daraus, daß die Londoner Untergrundbahn für mehrere Abteile das Rauchen zugelassen hat. Bisher durfte in etwa 60 Prozent der Abteile geraucht werden, jetzt in rund 70 Prozent. Es ist dies, wie die Bahnbewirtschaftungen erklären, eine Folge des Rauchens seitens der Damen.

Die praktische Hausfrau.

Obstflecke von den Händen rasch zu entfernen. Die so lästigen Obstflecke entfernt man am schnellsten, wenn man sich etwas kristallisierte Zitronensäure vorrätig hält und sofort nach jeder Arbeit, ohne die Hände mit Seife in Berührung gebracht zu haben, diese feucht mit einem kleinen Stückchen Zitronensäure abreibt und gut nachwäscht.

Alle Flecke, die aus gelöstem Zucker entstanden sind, wie Löffelflecke usw., lassen sich nur mit warmem Wasser entfernen.

Milchkaffeerflecke aus Seidenstoffen entfernt man, indem man die Flecke mit Glycerin betupft und sie danach mit warmem Wasser auswäscht. In noch feuchtem Zustande wird der Stoff dann auf der linken Seite geplättet.

Gegenstände aus Zinn werden sehr blank durch Anstochen in Regenwasser mit in Scheiben geschnittenen Zwiebeln. Auf 10 Liter Wasser 1 Pfund Zwiebeln.

Für die Küche.

Gefüllte Eierkuchen. In einer tiefen Schüssel schlägt man je nach Bedarf die ganzen Eier mit etwas feinem Salz, einem Hauch Pfeffer, auch etwas fein gehackter Petersilie, ein wenig Wasser oder Milch. Frische Butter wird zum Schmelzen gebracht, die Pfanne muß heiß sein, ehe wir die Eiermasse hineingeben. Ist der Eierkuchen von unten goldbraun gebacken, im Innern ziemlich fest, so lassen wir ihn auf die mit einem reinen Lagen bedeckte heiße Schüssel gleiten und schlagen ihn dann, wenn er gefüllt ist, durch Wegziehen des Papierbogens zusammen. Als Füllung empfehlen sich alle Ragouts ohne viele Soße, gewicktes Fleisch, Junge, Schinken, Bratwürstel, gekochte Pilze, Tomatenmarkaroni, Krabben, Nieren, Gesehlagelbein, geriebener Käse u. dgl.

Speise von übrig gebliebenem Eiweiß. Man mischt den festgeschlagenen Schnee mit Kakao und Zucker, oder noch besser Eokoladepulver, schichtet die Masse in einer Kristallschüssel hoch und gibt kalte Vanillemilch dazu.

Anekdoten.

Die Krankheit. Migi, fünfjährig, erhält von ihrem soeben aus der Klinik kommenden Papa die Nachricht, daß sie gestern einen kleinen Bruder bekommen habe. Stürmisch begehrt sie sofort hinzueilen, was aber der Vater als „gesundheitsschädlich“ unter sagt. Sofort flüchtet sie zum Kinderfräulein, um auch ihr die Sensation mitzuteilen: — „aber hingehen darfst du noch nicht“, tadelt sie, „es ist ansteckend!“

Vollmacht. Der Briefträger bringt einen Geldbrief. In Abwesenheit des Hausherrn will die Hausfrau quittieren. „Haben Sie Vollmacht?“ fragt der Briefträger. — „Ja wohl“, antwortet sie. Der dreijährige Hans, an der Hand der Mutter, flüstert dieser distret zu: „Mammi, Hansel auch!“

Gut gegenwärtig. Zwei Stadtherren gingen im September in der Nähe eines oberbayerischen Dorfes spazieren und fanden am Wege einen Bauern sitzen, der ganz weiße Haar hatte. Sie fragten ihn spottend, ob auf dem Berge schon Schnee läge? — „Freilich muß es dort schon Schnee geben“, sagte der Bauer, „weil sich das Rindvieh schon auf die Ebene herunterbegeben hat.“

Früher Wit und Durst. Tourist (zu einem irischen Droghda-Lutscher, dem er einen Schluck Whisky gegeben hat): „Das macht einen andern Menschen aus dir, Pat!“ — Lutscher: „Allerdings, Euer Gnaden, der ist aber gerade so durstig wie der andere.“

In der Sprechstunde. Bauer: „Ach, Se wärn entschuldigen, Herr Doktor.“ — Arzt: „Schnell, schnell ausziehen.“ — Bauer: „Ich wollt doch bloß mal.“ — Arzt (unterbricht): „Ausziehen, ausziehen.“ — Bauer (zieht sich aus). — Arzt: „Wo fehl's denn eigentlich?“ — Bauer: „Ich wollte bloß mal fragen, ob se dieses Jahr wieder de Kartoffeln von uns haun woll'n?“

◆ ◆ ◆ ◆ Freund der Kinderwelt. ◆ ◆ ◆ ◆

Wie Zeitel Twardigrosch einen Wolf erlebte

Zeitel Twardigrosch war seines Reichens Kaufmann und lebte zu Urgroßvaters Zeiten in Strelno. Bei jung und alt war er der bestbekannte Mann der ganzen Gegend, und er hat es sicher verdient, daß auch die Kinderwelt etwas von ihm erfahre.

Der Zeitel zeigte sich nie allein; stets hatte er seinen Sad mit, und für viele mochte der Sad wichtiger sein als der Zeitel selbst. Denn in dem Sad war ein ganzes Warenlager: seidene Händer und wollene Tücher, eiserne Messer und Messingnadeln, Korallen und Schuhschnüre, seidene und leinene Zwirne in weiß, schwarz, rot, rosa und noch viele andere Sachen.

Aber nicht nur Geschäfte wußte Zeitel zu machen, er vermittelte bei den Bauern auch Ankäufe, brachte Männlein und Weiblein zum heiligen Eheband zusammen und stiftete Frieden zwischen Verfeindeten, und zwar dies alles für ein geringes Entgelt.

Am meisten beliebt war er aber wegen seines Erzählens. Und wovon wußte er nicht alles zu berichten: von Feuersbrünsten, Todesfällen, schrecklichen Erkrankungen, Mißgeburten, greulichen Himmelszeichen; Summa Summarum: alle Begebenheiten in der ganzen Gegend waren ihm bekannt, und er brachte sie an den Mann.

So befreundete er die Neugierde seiner Kunden und erlebte in jener Zeit das Strelnoer Kreisblatt und den „Rujawischen Boten“, den „Rujawiat“ und die „Gazeta Grudziadzka“ und alle die anderen Zeitungen, die heutigen Tages in jener Gegend gelesen werden, — und zwar meistens gratis.

Wenn jemand sein Urteil über Zeitel zusammenfassen sollte, würde er sagen: Zeitel war auf allen Bieren beschlagen. Und das würde so viel bedeuten, wie: Zeitel weiß gegen jede Verlegenheit ein Mittel.

Das stimmte auch; hatte er doch bei dem alten Drows in Lonke schon das Vieh vom bösen Blick befreit und den jungen Stowron in Glawst vom „Ueberheben“ kuriert.

Wie er aber einmal mit dem Wolf fertig wurde, davon erfuhren nur wenige; denn davon redete er nicht gern. Das trug sich aber folgendermaßen zu:

Eines schönen Tages gondelte Zeitel mit dem Sad auf dem Rücken nach dem entfernten Deutschrode, das damals noch Cien-cisto hieß. Es war früh am Morgen, und Zeitel war mutterfeelenallein an der Straße. Aber das war ihm gerade erwünscht; läßt es sich doch so schön in der Einsamkeit nachdenken: wie er mit dem Kunkel ein Geschäftchen machen könnte, und was er dem alten Kwerth für eine Neuigkeit erzählen und welchen Rat er dem an der „Klatte“ erkrankten Popiolet erteilen wollte und noch vieles andere. So gelangte er, in Gedanken versunken, in die Nähe des Wolfsleiches, der noch heute im Walde vor Deutschrode an der Straße zu sehen ist. Da bemerkte er, als er auffah, mitten auf der Straße einen großen Wolf, der auf ihn zu warten schien.

„Weiß mir!“ rief er erschrocken und blieb wie angewurzelt stehen. In demselben Augenblick vergaß er den Kunkel und den Kwerth und den Popiolet und alle Geschäfte, die er machen wollte, und es fielen ihm all die Geschichten von den Menschen ein, die von Wölfen gefressen waren, und er trug wirklich kein Verlangen danach, in den Bauch des Wolfes zu gelangen. Seine Gedanken waren blickschnell damit beschäftigt, ein Mittel zur Rettung zu finden, und da er bis dahin in seinen Worten ein solches zu haben geglaubt hatte, so versuchte er es auch jetzt damit.

„Do, Woelf,“ sagte er, „ich möchte dir raten, daß du geißt!“ Aber der Wolf sah nicht ein, warum er dem Zeitel gehorchen sollte, er blieb sitzen und sah sich ihn noch aufmerksamer an.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ dachte Zeitel; er wartete ein Weilchen und rief dann zum zweiten Mal: „Do, Woelf, hast du denn meinen Rat nicht gehört, daß du gehen soll?“

Da stand der Wolf auf und lief auf ihn zu.

Das hatte Zeitel nicht vorausgesehen. Er kriegte es mit der Angst zu tun, zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub und umfaßte mit beiden Händen krampfhaft seine Elle, seine treue Begleiterin seit 42 Jahren, und die Not lehrte ihn ein letztes: er legte die Elle an, als wenn sie eine Plinte wäre, und rief dem Wolf mit Donnerstimme entgegen:

„Bei Gott, ich rate dir, Woelf, zum letzten Mal, daß du geißt, oder ich schieß!“

Im selben Augenblick drückte der Jäger, der schußbereit hinter dem nächsten Baume gestanden und die Not Zeitels gesehen hatte, los. Ein Knall ertönte, und der Zeitel wußte nicht, wie ihm geschah: rote und grüne Ringe tanzten vor seinen Augen; er sah noch, wie der Wolf auf der Straße zusammenbrach, dann fiel er brennungslos in den Straßengraben.

Nach einiger Zeit erhobte er sich wieder.

Er stand auf, und als er den Wolf regungslos liegen sah, hob er seine Elle, die er im Augenblick des Schusses weit von sich geworfen hatte, vom Boden auf und beängte ihre beiden Enden mit großer Sorgfalt. Und als er nichts Verdächtiges an ihr bemerkte, rief er erleichtert aus:

„Zweihundvierzig Jahre hab ich dich getragen, und ich wußte nicht, daß du geladen warst!“

Das Rujawien; erzählt von Adalbert Szulcjewski.
(Aus dem Posener Lande.)

Wie das Heidelberger Schloß abgerissen werden sollte.

Kaiser Franz I. weilte im Jahre 1815 in der schönen Neckarstadt Heidelberg und besichtigte auch das Wahrzeichen der Stadt, das Schloß, das, obgleich Ruine, ein Muster deutscher Baukunst ist. Der Eindruck, den der Anblick dieses Schloßes auf den Kaiser machte, war so stark, daß er lange Zeit wie traumverloren dastand. Dann wandte er sich an seinen Adjutanten: „Fürwahr, das ist ein schöner Bau, so fein, daß man ihn halt abreißen und nach Wien senden müßte!“

Diese Worte hatte nun auch eine alte Heidelbergerin gehört, die gerade im Schlosse weilte. Man sperrte damals nämlich den Zutritt trotz kaiserlichen Besuches nicht. Dank dieser Frau verbreitete sich wie ein Lauffeuer in Heidelberg das Gerücht, der Kaiser wolle das Schloß abreißen und nach Wien transportieren lassen.

Ganz Heidelberg geriet ob dieser Nachricht in die lebhafteste Aufregung, die schließlich unangenehme Folgen zu zeitigen drohte, so daß sich die Stadtverwaltung zum Eingreifen gezwungen sah. Sie entschloß sich, um Anheil zu verhüten, zum Kaiser zu gehen und ihn von seinem seltsamen Vorhaben abzubringen.

Franz I. empfing die Heidelberger Herren und fragte sie, bevor sie selber zu Worte kamen, nach dem Grund der großen Aufregung in der Stadt, die auch ihm aufgefallen war. „Das ist's gerade, weswegen wir kommen,“ meinte der Sprecher der Deputation. Und nun erzählte er dem Kaiser lang und breit das, was ihn und die ganze Stadt so sehr bewegte. „Drum, Majestät, wollt's bitte nicht schlecht nehmen, aber unser schönes Schloß, nein, das lassen wir uns nimmer abreißen und nach Wien senden!“ — so schloß der Führer der Stadtordnung seine Rede, die mit bebender Stimme vorgetragen worden war.

Während der Erklärung des Sprechers hatte sich das Gesicht des aufmerksam zuhörenden Kaisers immer mehr zu einem Lächeln verzogen, und als die Rede beendet war, konnte er nicht mehr an sich halten, und dröhnend klang sein Lachen durch den Raum.

„Ja, wissen's was, meine Herren, so schlimm hat' i dös nit g'meint,“ sprach der Kaiser, als er sich gesammelt hatte. „Bei uns zu Lande sagt man halt abreißen, wenn man eine Zeichnung machen will. Und i woll' — dös mögen's glauben — nur das Schloß abzeichnen und die Zeichnung meiner lieben Frau zum Andenken ans schöne Heidelberg senden!“

Wer in jenen Tagen durch die Straßen Heidelbergs pilgerte, dem konnten überall lachende Männer und Frauen begegnen, die, wenn er sie nach dem Grunde ihres Lachens gefragt hätte, ihm sicherlich geantwortet hätten: „Nun, wir lache halt über das Schloß-Abreißen!“

Kindergepräch.

Grete:

Ich möchte schon meine Mutter sein!
Nur müßten meine Kinder hübsch artig sein:
müßten nur lachen,
nichts Dummes machen,
des Nachts in der Wiegen
hübsch stille liegen,
mich niemals plagen,
sich gut betragen.
Wären meine Kinder so artig und fein,
dann mücht ich schon meine Mutter sein.

Gans:

Wären nun aber deine Kinder wie du,
Grete, was meinst du dann dazu?
Denk mal nach:
So den ganzen Tag die vielen Sorgen
vom Abend zum Morgen!
Ist eines still,
das andre was will.
Das bettelt und schmeichelt,
das weint und streichelt,
das eine ist grillig,
das andre nicht willig,
lassen der Mutter doch wenig Ruh, —
Grete, was meinst du wohl dazu?

Grete:

Wären meine Kinder wie ich und du?
Nein!
Da mücht ich nicht meine Mutter sein.

Gans:

Aber Grete, ich denk, übers Jahr
sind wir vernünftiger geworden, nicht wahr?

(Mit Erlaubnis des Gehobold'schen Verlags, Leipzig, dem Wüchlein „Eine sonnige Welt“, Märchen und Gedichte von Robert Reinick, entnommen.)